

tausend Schritte von der Stadt entfernt fiel Valentin Andreaä, der Dekan von Calw, einer Bande in die Hände. Er wurde mit einem Flintenkolben zu Boden geschlagen, so daß er eine Rippe brach. Unermüdtlich war er tätig, das Elend zu lindern, schaffte Kranken Nahrung, Arznei und Betten an, sorgte für Waisen, kämpfte gegen Pflichtvergessenheit und Zuchtlosigkeit und bestrebte sich die Ordnung wieder herzustellen. Auch verwendete er sich bei feindlichen Befehlshabern um Schonung der unglücklichen Stadt. Denn nach Johann von Werth zogen noch bayrische, französische und schwedische Truppen durch Calw, das 1638 nochmals geplündert wurde und einen Schaden von 25 000 Gulden erlitt. Noch nach dem Friedensschluß lagen schwedische Reiter den ganzen Sommer hindurch in der Stadt.

17. Der Calwer Hexenprozeß.

Im Jahre 1683 lebte in Calw eine Frau, welche von den Leuten die alte Mulflerin genannt wurde. Ihr Mann war längst tot, und außer 3 Stieftöchtern und einem elfjährigen Enkel, Bartel geheißten, hatte sie niemand mehr in der Stadt. Sie war ein steinaltes Weiblein, und wenn sie je einmal ihr ärmliches Häuschen verließ, so ging sie tief gebückt und langsam an einem Stock einher. Um so lebhafter war der Bartel. Vom Frühjahr bis zum Herbst war er allein oder mit seiner Mutter, einer der 3 Stieftöchter, fast täglich im Walde. Da las er Holz und Tannenzapfen auf oder er sammelte Beeren. Auch allerlei Heilpflanzen hatte ihn die Mutter kennen gelernt. Sie verstand es vortrefflich, die Beeren für den Winter zu trocknen oder einzukochen und allerlei heilsame Tränklein zu bereiten. An Regentagen und an den langen Winterabenden saß dann Bartel neben seiner schwarzen Kaze auf der Ofenbank und schnitzelte irgend etwas: Rührlöffel, Zeller, Gabeln, auch allerlei Kinderspielzeug wie Wägelchen, Mühlräder, Schiffe, Tierlein u. dergl. Währenddem spannen die Frauen, und die Großmutter wußte allerlei Märlein und Geschichten zu erzählen.

Oft kamen Nachbarsfrauen und fragten die Großmutter um Rat, wenn irgend ein Mensch oder auch ein Stück Vieh erkrankt war. Und die Großmutter wußte immer Hilfe; für jedes Übel hatte sie ein Tränklein und für jede Wunde eine Salbe. Daher hatte die Mulflerin mehr Zulauf als der Doktor, kam aber auch in den Ruf der Zauberei. Und nicht bloß die Alten kamen ins Haus. Nirgends in der Stadt konnte man nettere Wägelchen sehen als bei Bartel und nirgends schönere Märlein hören als von Bartels Großmutter. Deshalb liefen auch die Kinder in die Stube der Mulflerin lieber als in die Schule. Der damalige Schulmeister war seines Zeichens ein Schneider und konnte gar gut mit dem Ellenmaß umgehen. Sogar des Schulmeisters Söhnlein, ein frisches Büblein von 6 Jahren, saß täglich beim Bartel und wollte sehen, wie man schnitzelte. Da wurde aber plötzlich das Büblein krank und starb. Tags zuvor war es noch gesund und munter gewesen. Deshalb sagten böse Leute, Bartel habe das Kind vergiftet; denn die Leute waren damals noch sehr abergläubisch

und glaubten an Hexen und Hexerei. Daher wurde Bartel vor den Richter geführt und gefragt, was er des Schulmeisters Büblein, so in sein Haus gezogen, angetan und was er ihm zu essen oder zu trinken gegeben habe. Bartel sagte, das Kind sei immer von selber gekommen, und gegeben habe er ihm nichts. Dasselbe sagte auch seine Mutter. Aber man glaubte ihnen nicht. Nun wurde Bartel geschlagen, da man ihn zum Geständnis bringen wollte. Als er aber dennoch seine Unschuld beteuerte, wurde er nochmals gezüchtigt und samt seiner Mutter aus der Stadt gesagt.

Etliche Monate waren seither dahingegangen und man dachte kaum mehr an Bartel und seine Mutter; da gingen einmal eines Abends, als eben die Betglocke läutete und es schon dunkelte, eine Frau, bleich und hager, und ein junger Bursche durchs Törlein der Stadt und auf allerlei Umwegen durch enge Gäßlein in das Haus der Mulslerin. Bald hieß es, Bartel und seine Mutter seien wieder da. Auch der gestrenge Rat hörte davon. Weil sich aber niemand um die Zurückgekehrten kümmerte, diese auch selten auf der Gasse zu sehen waren, ließ man sie ungeschoren, und bald hatte Bartel wieder einen Haufen alter Freunde um sich versammelt und schnitzelte mit ihnen Spielsachen wie in alten Tagen.

Unter den Buben, die häufig zu Bartel kamen, war auch einer namens Veit, eines vornehmen Bürgers Sohn. Er war etwas älter als Bartel und schaute oft mit Neid auf dessen geschickte Hand und auf sein flinkes Messer. Seine Mutter sah es nicht gerne, daß er täglich in das übelberüchtigte Haus der Mulslerin ging. Nun geschah es einmal, daß Veit von seiner Mutter eine Marischelle erhielt, weil er einen bösen Fluch ausgestoßen hatte. Trotzig ging der Bursche in die Küche. Hier ließ er sich gegen die Magd vernehmen, er habe noch Ärgeres getan als geflucht. Seine Mutter würde ihn wohl noch härter züchtigen, wenn sie das wüßte, er sage es aber nicht. Überdem kam die Mutter in die Küche, und als sie nun von der Magd vernahm, was Veit gesagt, da drang sie in diesen, er solle gestehen, was er begangen. Veit wollte lange nicht mit der Sprache heraus, bis ihm die Mutter mit harter Züchtigung drohte. Da log er in seinem Troß und Haß eine böse Geschichte zusammen. Er sei einmal beim Bartel gewesen und habe zugeschaut, wie dieser so feine Säcklein geschnitten. Da habe Bartel zu ihm gesagt, seine Großmutter, die Mulslerin, könne ihn, den Veit, etwas lehren, das dürfe er aber seiner Mutter nicht sagen. Sie seien dann in die Küche gegangen, dort habe die Mulslerin ihm ein Gäbelein gegeben, damit habe er sich kraken müssen, bis das Blut geflossen sei. Die Mulslerin habe das Blut in einem Schüssellein aufgefangen und die Wunde nachher mit einer Salbe beschmiert. Hierauf habe er den Namen Jesu verfluchen müssen und sei auf den Teufel getauft worden. Dann habe man ihn gelehrt, auf einer Ofengabel in die Luft zu reiten. Des Nachts aber sei die Mulslerin in seine Kammer gekommen, wo er geschlafen, habe ihn geweckt und sei mit ihm auf den Hexentanz geflogen, nämlich in den Grasgarten des Forstverwalters in Hirsau. Dort habe er viele bekannte Knaben und Mädlein aus Calw angetroffen, und auch aus andern Orten der Umgegend seien viele Personen dagewesen. Diese haben aus silbernen Geschirren gegessen und getrunken, und hernach sei getanzt

worden. Nachher sei er noch öfters bei einem solchen Herentanz gewesen und zwar auf der Saufsteig, auf den Badwiesen, im untern Eselspfad und auf dem Brühl.

Die Mutter war ob dieser Geschichte in die tiefste Seele hinein erschrocken. Da sie, wie die meisten Leute der damaligen Zeit, vom Hexenwahn befangen war, so glaubte sie dem Buben und zeigte alles dem Vogt von Calw an. Der machte ein gar ernstes Gesicht und ließ alle Kinder und Erwachsenen vor sich kommen, von denen Weit gesagt hatte, sie seien auf dem Herentanz gewesen. Die also Beklagten beteuerten in beweglichen Worten ihre Unschuld. Aber Weit blieb fest bei seinen Ausfagen und behauptete sicher, daß er immer noch des Nachts ab und zu zum Herentanz fahre. Man bewachte daher ihn und die beschuldigten Kinder,



Schafjott bei Calw. (2 m hohe Rundmauer mit Staffelaufgang.)

wenn sie schliefen. Die Nacht ging ruhig vorüber, ohne daß an Weit oder einem der Kinder etwas Besonderes zu beobachten gewesen wäre. Nun hätte man doch merken sollen, daß Weit böswillig falsche Anklage vorgebracht hatte. Aber die Leute der damaligen Zeit waren eben sehr abergläubisch. Man bedrohte daher die unschuldigen Kinder mit harten Strafen, mit Foltern und Einsperren in den Herenturm, und so gestanden sie endlich, was sie gar nicht begangen hatten. Die alte Mulsterin und Bartel wurden in den Turm geworfen, und weil sie nicht bekennen wollten, wessen sie von Weit beschuldigt wurden, so wurden sie „peinlich befraget“. Unter den Qualen der Folter gaben sie alles zu, was man von ihnen wissen wollte; denn lieber wollten sie sterben als immer wieder von den rohen Henkersknechten auf die scheußlichste Weise geschunden werden. Nun hatte man das Geständnis der beiden Hauptschuldigen. Bartel gab u. a. an, er

sei mit dem Spruch: „Hui, oben naus, stoß nirgends an, wir wollen naus zum Satan und wollen mit ihm spielen“ auf dem Besen hinausgefahren auf die Saussteig und das Hochgericht.

Der ganze Handel wurde nach Tübingen berichtet. Die Rechtsgelehrten der damaligen Universität fällten das unglaubliche Urteil, daß die 80jährige Mulserin „dem Scharfrichter an seine Hand und Band geliefert, von demselben auf das Hochgericht geführt und ihr zur wohlverdienten Strafe, andern zum abscheulichen Exempel mit Feuer vom Leben zum Tod gerichtet werden, sowie daß Bartel mit dem Schwerte vom Leben zum Tod gerichtet und sein Körper zu Asche verbrannt werden solle.“ Der Herzog, der das Urteil unterschreiben mußte, fühlte wohl Mitleid mit der alten Frau; deshalb setzte er noch folgende Worte bei: „Euch lieben Getreuen ist unser Befehl, ihr wolle dem Scharfrichter heimlich in der Stille den Befehl geben, die ad vivicomburium (zum Lebendverbranntwerden) condemnirte (Verurtheilte) nicht lange quälen, sondern durch einen Stoß oder durch Würigung zum Tode befördern solle.“ Das Urteil wurde von dem Tübinger Scharfrichter auf dem Schafott an den unglücklichen Opfern des Irwahn's vollzogen. Es wurde der unglücklichen Frau angekündigt mit den Worten: „Zeter über dir, vermaledeite Here Mulserin, daß du von dem lebendigen Gott abgefallen!“ Aus der ganzen Umgegend war das Volk zusammengeströmt, um sich das seltene und hochinteressante Schauspiel, eine Here brennen zu sehen, nicht entgehen zu lassen. Unter den grellen Schlägen des Armsünderglöckleins führte man die Verurtheilten auf dem Schinderkarren zum Salzörlein hinaus und auf dem alten Weg nach Zavelstein dem Schafott (Nichtplatz) zu. Dort wurde der arme Bartel auf ein Stühlchen gesetzt und dem zitternden Buben eine Kappe übers Gesicht gezogen, damit er dem Scharfrichter mit dem bösen Blick nicht Hand und Schwert unsicher mache. Nun rief der Scharfrichter: „Kurze Not, sanfter Tod, Gnad bei Gott!“ und waltete seines unseligen Amtes. Dann trat er vor die Richter und fragte: „Hab ich recht gerichtet?“ Ein Richter antwortete: „Du hast gerichtet, wie Urteil und Recht geben und wie der arme Sünder es verschuldet hat.“ Der Scharfrichter erwiderte: „Dafür danke ich Gott und meinem Meister, der mich diese Kunst gelehrt.“ Ein mächtiges Feuer, zu dem 40 Büschel Reißig und 6 Klafter Holz verwendet wurden, verzehrte hierauf die Leiber der Unglücklichen. Die hohen Kosten (225 fl.) trug die Stadt. Die beiden Töchter der Mulserin mußten Stadt und Amt verlassen. In Weilderstadt und Umgebung wurden sie durch Schläge und Steinwürfe so mißhandelt, daß eine von ihnen starb. Mehrere Calwer Frauen wurden gleichfalls ausgewiesen und bestraft.

Infolge dieser Vorgänge herrschte eine solche Aufregung in Calw, daß sogar Militär zur Aufrechterhaltung der Ordnung abgeschickt werden mußte. Eine weitere vom Herzog gesandte Abordnung sollte die Angelegenheit nochmals untersuchen und durch Warnung und Belehrung die erregten Einwohner beruhigen. Einem Tübinger Universitätsgeistlichen wurde befohlen, eine öffentliche Predigt zu halten, um die Gemeinde „zur Beobachtung der christlichen Ge-

bühren“ zu erinnern. Wir können diese heute noch nachlesen, da sie die Regierung drucken ließ. Auch wurden einige Bußtage angeordnet. Durch Belehrung und Predigt legte sich nach und nach die Erbitterung des Volks und die nächtliche Beunruhigung der Kinder.

18. Die Raubkriege Ludwigs XIV. und die zweite Zerstörung Calws 1692.

Durch die Raubkriege Ludwigs XIV. wurde auch unsre Gegend schwer heimgesucht. 1688 wurden von Stadt und Amt Liebenzell unter Bedrohung 3000 Gulden erpreßt. Viel schlimmer aber war das Schicksal Calws in den folgenden Jahren.

Kaum hatte sich die Stadt Calw durch den großartigen Aufschwung ihres Gewerbes und Handels von den Drangsalen des 30jährigen Krieges erholt, so wurde sie von einer abermaligen Zerstörung heimgesucht. Im Jahre 1692 rückten die Heere Ludwigs XIV. über den Rhein und bedrohten das schon 4 Jahre früher von den Franzosen gebrandschatzte Herzogtum Württemberg zum zweitenmale. Der Vormund des minderjährigen Herzogs Eberhard Ludwig, Herzog Friedrich Karl, machte einen vergeblichen Versuch, die Feinde abzuwehren. Er wurde am 17. September bei dem unweit Pforzheim gelegenen Dorfe Otisheim geschlagen und gefangen. Nun fielen die feindlichen Horden ungehindert in das wehrlose Land ein. Schon am Tage nach dem unglücklichen Treffen wurde das schöne Kloster Hirsau in Brand gesteckt und fiel samt dem prächtigen Jagdschloß in Trümmer. Auch Calw sollte dasselbe Schicksal erleiden.

„Es war der 19. September, ein finsterner, dunkler Tag! Von Otisheim rückte französisches Kriegsvolk, erst in geringer Zahl, bald in immer stärkeren Haufen heran. Jetzt war guter Rat teuer. „Fort!“ hieß es, „der Franzos kommt!“ Die Sturmglocken heulten, alles rannte wirr durcheinander, und vor Schrecken wußte keines, was es tun wollte. Ein reicher, angesehenener Mann trug mit ängstlicher Sorgfalt seine Kasse unter dem Arm in der Meinung, es sei seine Geldschatulle. Schließlich suchte die ganze Bevölkerung ihr Heil in der Flucht auf den Calwer Wald und ins Gäu. Eine Frau schildert, wie sie bei Nacht mit ihren Kindern „in das bittere Elend geflohen“ und „wie es auf allen Bergen mit Leuten geloffen, als wenn eine Herde Schafe getrieben worden,“ daß die Eltern ihre Kinder verloren und keins ums andre gewußt habe. Still war's in der Stadt, als die Feinde erschienen, kein Mensch, kein Tier in den Gassen zu sehen. Die meisten Einwohner hatten die Stadt mit Hinterlassung ihrer Habe schon am 17. September verlassen, um nicht das Schicksal ihrer Voreltern von 1634 zu erleiden. Helle Lohflamme auf über den Giebeln und Dächern, während die Feinde „mit Poltern und Schlagen, mit Sacken und Packen, mit Fortschleppen des Raubes“ in den Straßen der Stadt haufen und toben, ja sogar aufgegriffene Bürger gezwungen werden, selbst Feuer anzulegen. Ein Augenzeuge berichtet über die Zerstörung seiner Vaterstadt: „Den 17. September sind wir das erstemal von den Franzosen in die Schrecken gejagt